
Zweite Diözesanversammlung

- 2 "Mission ist Begegnung, nicht Zwangsbeglückung"**
Zweite Wiener Diözesanversammlung ging am Samstag, 13. März, im Stephansdom zu Ende - Aufbruchsstimmung trotz Enttäuschungen
- 3 Pfarrgemeinden sollen bei Missbrauch hellhörig sein**
Wiener Generalvikar bei Diözesanversammlung: Nur gemeinsam ist es möglich, weitere Fälle zu vermeiden
- 3 Schönborn: Selbstmitleid wegen Missbrauchsfällen unangebracht**
Gegenüber dem Schmerz der Missbrauchstopfer sind die Betroffenheit in der Kirche und die Kritik an ihr "peanuts" - Bekenntnis zu Zölibat und verbesserter Priesterausbildung
- 4 "Wichtiger Schritt zu neuen Visionen"**
Bonner Pfarrer Wolfgang Picken im "Kathpress"-Interview: Diözesanversammlung muss erster Schritt in großem Umstrukturierungsprozess sein
- 5 "Kirche lebt in Pfarrgemeinden - oder sie wird nicht mehr leben"**
Kardinal Schönborn nennt Pfarrgemeinden "meine große Hoffnung" - Missionarische Initiativen präsentiert
- 6 Missbrauch und neues Ringen um christliches Selbstverständnis**
Die Meldungen von immer neuen Missbrauchsfällen überschatteten die Wiener Diözesanversammlung und bestimmten zahlreiche Gespräche
- 7 Schönborn fordert "echte Umkehr" in der Kirche**
Kardinal eröffnete Zweite Wiener Diözesanversammlung im Stephansdom - Kirche wird neue Glaubwürdigkeit gewinnen, wenn sie durch "Prozess der Läuterung" geht
- 9 "Mission setzt persönliche Beziehung zu Christus voraus"**
Berliner Theologe und Missionsexperte Markus Gehlen im Interview mit "thema kirche"
- 9 "Die Sorgen der Gläubigen ernst nehmen"**
Wiener Pastoraltheologin Polak wertete Protokolle der Arbeitskreise der ersten Diözesanversammlung im Oktober aus - "Es braucht einen geistlich fundierten Erneuerungsprozess"

DOKUMENTATIONEN

- 10 "Die Wahrheit wird euch frei machen"**
Wortlaut der Eröffnungsansprache von Kardinal Christoph Schönborn
- 12 "Steh auf und geh hinunter..."**
Wortlaut des Impulsreferats von Markus Gehlen
- 18 "Wie ich anfang, missionarisch zu sein"**
Wortlaut des Schlussstatements "Vom Glück der ersten Stunde oder Wie ich anfang, missionarisch zu sein" von Kardinal Christoph Schönborn

Z w e i t e D i ö z e s a n v e r s a m m l u n g

"Mission ist Begegnung, nicht Zwangsbeglückung"

Zweite Wiener Diözesanversammlung ging am Samstag, 13. März, im Stephansdom zu Ende - Aufbruchsstimmung trotz Enttäuschungen

Wien (KAP) Mit dem Bekenntnis zum Voranschreiten auf dem Weg der Erneuerung hin zu einer verstärkt missionarischen Kirche ist die Zweite Wiener Diözesanversammlung am Samstag, 13. März, im Stephansdom zu Ende gegangen. "Mission ist Begegnung, keine Zwangsbeglückung oder Manipulation", sagte Kardinal Schönborn in seinem Schlusswort, das zugleich als "Anfangswort" für die nächsten Schritte des Prozesses "Apostelgeschichte 2010" gedacht war. Es brauche ein waches Herz, "um zu sehen, wo der Herr schon am Werk ist" und um nicht jene Momente zu verpassen, wo die Christen gefordert seien, Glaubenszeugnis zu geben.

Im vorausgegangenen Plenum hatten zahlreiche Delegierte im Dom offen ihre Hoffnungen und Enttäuschungen geäußert. "Mut ist auf jeden Fall gefragt", resümierte der Kärntner Seelsorgeamtsleiter Josef Marketz. Er war wie auch die Wiener evangelische Pfarrerin Gabriele Lang-Czedik als Prozessbeobachter bei der Diözesanversammlung im Einsatz. Lang-Czedik sprach von einer deutlich spürbaren Aufbruchsstimmung in der katholischen Kirche in Wien und "ungeheuer viel Potenzial" in den Pfarren und Gemeinschaften. Beeindruckt zeigte sich die evangelische Pfarrerin darüber, dass sich Kardinal Schönborn und die im Dom versammelten Delegierten durch die zahlreichen Missbrauchsfälle nicht beleidigt zurückzögen, sondern die Opfer in den Mittelpunkt stellten.

Am Freitag hatten die Delegierten zunächst in Kleingruppen über die notwendigen Voraussetzungen für eine gelungene Mission beraten. Im anschließenden Plenum kam deutlich zum Ausdruck, dass der Glaube keine Privatsache sein könne. Glaube brauche Gemeinschaft, brachte es ein Delegierter auf den Punkt. Das authentische Lebenszeugnis sei sowohl für die Gemeinschaft als auch für jeden einzelnen Christen entscheidend. Ein besonderer Stellenwert komme dabei auch der Caritas-Arbeit zu - als ein Bereich, über den auch viele der Kirche sonst fernstehende Menschen erreicht werden könnten.

Weitere Themen waren u.a. niederschwellige Angebote für Fernstehende, konfessionsübergreifende Initiativen oder das Spannungsverhältnis, die Menschen nicht zu vereinnahmen und dennoch herauszufordern. Vielerorts war auch die Meinung zu hören, die aktuelle Krise als Chance für eine Erneuerung der Kirche zu sehen.

Schönborn: "Fernstehende" wertschätzen

Kardinal Schönborn wies in seiner Stellungnahme darauf hin, dass die Kirche "Fernstehende" noch viel stärker wertschätzend in den Blick nehmen müsse. Die Kirche sei hier noch zu sehr auf sich selbst konzentriert.

Konfrontiert wurde der Wiener Erzbischof auch mit seiner Ankündigung von der Ersten Diözesanversammlung, die vorgebrachten Wünsche nach einer Änderung der Zulassungsbedingungen zum Priesteramt in Begegnungen etwa mit anderen Bischöfen zur Sprache zu bringen. Er habe dies auch immer wieder getan, so die Antwort des Kardinals; freilich seien die meisten Bischöfe der Überzeugung, an den derzeit geltenden Richtlinien sei nicht zu rütteln. Der Kardinal rief die Gläubigen auf, über den Tellerrand der Ortskirche hinweg verstärkt auf die Weltkirche zu blicken.

Am Samstag im Plenum sagte Schönborn, dass er damit "keine Türen zuschlagen" habe wollen. Die Kirche stehe weltweit vor großen und oft ähnlichen Problemen. "Wir müssen noch viel mehr aufeinander hören und Erfahrungen austauschen", so Schönborn wörtlich. In den Wiener Pfarregemeinden gelte es "ein Miteinander von Hirte und Gemeinde zu leben, das von gegenseitiger Wertschätzung geprägt ist". Schönborn rief alle Anwesenden auf, die Priester zu unterstützen, "damit sich ihr Herz nicht verhärtet."

An alle Gläubigen richtete der Wiener Erzbischof den Appell, sich mit dem Glauben intellektuell auseinanderzusetzen: "Wir müssen auskunftsfähiger werden, Rechenschaft abgeben können, wie wir unseren Glauben vernünftig begründen."

Pfarrgemeinden sollen bei Missbrauch hellhörig sein

Wiener Generalvikar bei Diözesanversammlung: Nur gemeinsam ist es möglich, weitere Fälle zu vermeiden

Wien (KAP) Die zahlreichen Missbrauchsfälle in der katholischen Kirche waren bei der Zweiten Wiener Diözesanversammlung nicht nur durch die deutliche Betroffenheit der Teilnehmenden präsent, sondern wurden auch mehrfach direkt thematisiert. Kardinal Schönborn hatte schon in seiner Eröffnungsansprache am Donnerstag vor den rund 1.400 Delegierten dazu aufgerufen, das Leid der Opfer an erster Stelle in den Blick zu nehmen; der Wiener Generalvikar Franz Schuster rief am Samstag die Pfarrgemeinden auf, sich verstärkt mit dieser Problematik auseinanderzusetzen. Nur gemeinsam werde es möglich sein, in Hinkunft weitere Missbrauchsfälle zu vermeiden.

Schuster verwies darauf, dass es in Wien seit 1996 eine Ombudsstelle für Opfer sexuellen Missbrauchs gebe, weiters eine Kommission, die den Erzbischof hinsichtlich des Umgangs mit den Tä-

tern berät. Opfer, die sich an die Ombudsstelle wenden, würden ermutigt, Anzeige zu erstatten, und ebenso würden bekanntgewordene Täter aufgefordert, sich zu stellen und Selbstanzeige zu erstatten.

Eindringlich wies Schuster auch auf den von der Erzdiözese Wien herausgegebenen Behelf "Verhinderung sexuellen Missbrauchs" hin, in dem klare Verhaltensregeln zur Missbrauchsprävention enthalten sind. (Abrufbar im Internet unter: <http://stephanscom.at>)

Der in der Erzdiözese Wien für die Priesterfortbildung und Priesterbegleitung zuständige Weihbischof Stephan Turnovszky wies darauf hin, dass derzeit an der Errichtung einer Anlaufstelle für Priester gearbeitet werde, die Hilfe bei sexuellen Problemen suchen.

Schönborn: Selbstmitleid wegen Missbrauchsfällen unangebracht

Gegenüber dem Schmerz der Missbrauchsoffer sind die Betroffenheit in der Kirche und die Kritik an ihr "peanuts" - Bekenntnis zu Zölibat und verbesserter Priesterausbildung

Wien (KAP) Kardinal Christoph Schönborn hat sich angesichts der Fälle sexuellen Missbrauchs in der katholischen Kirche gegen Selbstmitleid in der Kirche gewandt. Auch wenn es schmerzlich sei, müssten die Mitglieder der Kirche in diesen Tagen Anfeindungen aushalten. "Es muss uns zuerst um das Leid der Opfer und nicht um die eigene Befindlichkeit gehen", sagte Schönborn bei einer Pressekonferenz im Rahmen der Zweiten Wiener Diözesanversammlung vom 11. bis 13. März.

Es sei ihm klar, dass alle Menschen, die sich aktiv zur katholischen Kirche bekennen und für die Missbrauchsfälle keine Verantwortung tragen, mit schmerzlicher Kritik und Anfeindungen konfrontiert würden. Aber: "Das sind 'Peanuts' im Vergleich zu dem, was die Missbrauchsoffer oft ein Leben lang zu ertragen haben", sagte der Kardinal. Die Kirche stelle sich der Realität von Missbrauchsfällen, so Schönborn. Man wolle offen und ehrlich damit umgehen und nichts vertuschen.

Der Kardinal wies erneut auf die im Rahmen der Bischofskonferenz beschlossenen Maßnahmen hin. Die diözesanen Ombudsstellen sollten in Zukunft noch besser vernetzt werden und besser mit

zivilen Organisationen, die sich um Missbrauchsoffer und Täter kümmern, zusammenarbeiten. Und die Kirche plane auch hinsichtlich der Prävention von Missbrauchsfällen weitere Maßnahmen. Dies wolle man in den nächsten Wochen umsetzen, kündigte der Kardinal an: "Wir können nie ein Garantie abgeben, aber wir können alles Menschenmögliche versuchen, damit so etwas nicht wieder vorkommt."

Das Thema "Missbrauch" sei "auch ein gesellschaftliches Problem, nicht nur ein kirchliches", sagte Schönborn. Dies entschuldige Missbrauchsfälle in der Kirche freilich in keiner Weise: "Dass die katholische Kirche besonders kritisch angesehen wird, liegt an den hohen moralischen Ansprüchen, die sie stellt."

Zölibat nicht infragegestellt

"Wenn der Zölibat der Grund für sexuellen Missbrauch wäre, dürfte es überall dort, wo es den Zölibat nicht gibt, auch keinen Missbrauch geben", antwortete der Kardinal auf eine Journalistenanfrage zur Zölibatsdebatte. Er wies erneut Medienberichte zurück, wonach er selbst den Zölibat infrage-

gestellt habe. In seinem Kommentar für das Wiener diözesane Mitarbeitermagazin "thema kirche" habe er vor allem auf die Priesterausbildung abgezielt, betonte Schönborn.

Das Missbrauchsproblem stehe in engem Zusammenhang mit der persönlichen Reife von Menschen, so Schönborn. "Zur persönlichen Reife jedes Menschen gehört auch die Integration und der Umgang mit Sexualität - egal in welcher Lebensform", betonte der Kardinal. Die Kirche müsse

sich allerdings fragen lassen, ob die Integration von Sexualität für die persönliche Reife in den Priesterseminaren genügend thematisiert worden sei. Zwar habe man schon in den letzten Jahren sehr bewusst darauf geachtet, aber: "Vielleicht zeigen uns die Missbrauchsfälle, dass es noch besser gemacht werden muss." Ziel der Priesterausbildung sei eine freie Entscheidung zum Zölibat und die Förderung der dafür notwendigen menschlichen Reife, so der Kardinal.

"Wichtiger Schritt zu neuen Visionen"

Bonner Pfarrer Wolfgang Picken im "Kathpress"-Interview: Diözesanversammlung muss erster Schritt in großem Umstrukturierungsprozess sein

Wien (KAP) Die Zweite Wiener Diözesanversammlung war "ein wichtiger erster Schritt zu neuen Visionen", dem jedoch "konkrete weitere Schritte und auch Strukturreformen folgen müssen". So lautete die Einschätzung des Bonner Pfarrers Wolfgang Picken, der am zweiten Tag der Diözesanversammlung in einem Statement vom erfolgreichen Wiederaufbau einer zuvor im Niedergang begriffenen Pfarre berichtet hat.

Dass man sich in Österreich mit Strukturreformen gerade auf pfarrlicher Ebene so schwer tue, müsse als Chance begriffen werden, sagte Picken im Interview mit "Kathpress". So habe es in Deutschland vielerorts verordnete Sparmaßnahmen und strukturelle Einschnitte gegeben, die "ohne Konzept, ohne pastorale Vision" waren und so zum Untergang ganzer Pfarren geführt haben. Dialogprozesse wie die Wiener "Apostelgeschichte 2010" sieht Picken in diesem Zusammenhang als Vorreiter für einen "anderen Weg: erst die Konzepte und Visionen, dann die gezielten Maßnahmen und Änderungen". Nur dies könne ein Weg mit Zukunft sein.

Angeregt habe er im Gespräch mit Kardinal Christoph Schönborn etwa die Einrichtung einer "Ideeplattform" zur Sammlung und zum Austausch pastoraler Konzepte. Eine Möglichkeit wäre auch die Einrichtung eines "Innovationsfonds", der gezielt innovative pfarrliche Projekte unterstützt. Auch dürfe man keine Scheu davor haben, Koope-

rationen und Partnerschaften mit "säkularen" Geldgebern und Sponsoren einzugehen. "Wir müssen als Kirche wieder neu lernen, um Hilfe zu bitten", so Picken. Die Zeit sei vorbei, in der "die Kirche alles aus eigener Kraft schaffte".

Dass auch im Rahmen solcher Dialogveranstaltungen immer wieder Themen wie der Priestermangel, der Zölibat, "viri probati" (die Zulassung bewährter verheirateter Männer zur Weihe) oder auch Fragen des Laienengagements in den Pfarren aufkämen und sich entladen, sieht Picken als Anzeichen einer tiefer liegenden Krise. "Es sind Diskussionen über Stellvertreterthemen aus Verlegenheit", so Picken. In funktionierenden und blühenden Gemeinden, die aus neuen Visionen lebten, spielten solche Fragen nur mehr am Rande eine Rolle. Von der Wiener Versammlung zeigte sich Picken insgesamt sehr begeistert. Die dialogische Struktur der drei aufeinander aufbauenden Diözesanversammlungen sei "klug gewählt", auch die Verknüpfung von spirituellen und dialogischen Elementen sei ausgewogen. Beeindruckend sei laut Picken die Offenheit, in den Prozess einen eigenen, von Kardinal Schönborn angekündigten Tag zur Zukunft der Pfarrgemeinden einzuschieben. "Bewegend empfinde ich außerdem die Offenheit der Menschen, hier vor all den anderen Menschen Zeugnis vom eigenen Glauben abzulegen". Dies sei nicht selbstverständlich und spreche auch für die gelungene Organisation der Veranstaltung.

"Kirche lebt in Pfarrgemeinden - oder sie wird nicht mehr leben"

Kardinal Schönborn nennt Pfarrgemeinden "meine große Hoffnung" - Missionarische Initiativen präsentiert

Wien (KAP) Einen "Weckruf" an die Pfarren und Gemeinden zu einem neuen "pfingstlichen Aufbruch" bildeten am Freitagvormittag die persönlichen Zeugnisse bei der Wiener Diözesanversammlung im Stephansdom. Dabei wurde die Bedeutung der Pfarrgemeinden für die Kirche deutlich. "Kirche lebt in Gemeinden - oder sie wird nicht mehr leben", so der Appell von Pfarrer Wolfgang Picken, der in Bonn aus einer im Niedergang begriffenen Pfarre eine "Gemeinde im Aufbruch" geformt hat. Es gelte, gerade in Zeiten, in denen Strukturen zurückgebaut werden und der Rotstift vorherrsche, "antizyklisch" zu denken und zu investieren. Wichtig sei in diesem Zusammenhang auch ein neues Selbstverständnis: "Raus aus den Sprachspielen der Depression, des Sparens, des Rückbaus und hin zu neuen Visionen", so Picken.

Auch Kardinal Christoph Schönborn hatte schon am Donnerstagnachmittag die Sorge über die Zukunft der Pfarrgemeinden in den Mittelpunkt gestellt. Er erlebe bei seinen vielen Pfarrbesuchen zugleich große Lebendigkeit und große Not, sagte der Wiener Erzbischof: "Bei allen Problemen sind die Pfarrgemeinden meine große Hoffnung, und ich bin überzeugt, dass sie Zukunft haben." Strukturfragen seien allerdings offen.

Der Kardinal kündigte an, dass am 18. September, zusätzlich zum vorgesehenen Programm des Prozesses "Apostelgeschichte 2010", ein eigener Tag ganz der Zukunft der Pfarrgemeinden gewidmet werden soll. Schönborn: "Es gibt keine fertigen schnellen Lösungen, sondern es gilt, an dieser Frage gemeinsam intensiv zu arbeiten."

Kirche gibt "Spirit und Community"

Wie Pfarrer Picken sagte, sei ein Umdenken in der Pastoral gerade auch vor dem Hintergrund notwendig, "dass wir dringend gebraucht werden": Es gebe ein zunehmend spürbarer werdendes "geistiges Vakuum" und eine zunehmende "Vereinzelung" der Menschen. "Spirit und Community" (Geist und Gemeinschaft) lauteten daher die alten und zugleich neuen Schlagworte, so Picken.

Aus einer Handvoll Gemeinden in Bonn mit nur mehr 8.500 Katholiken, denen noch dazu der Rückbau von weiteren kirchlichen Einrichtungen um 50 Prozent drohte, hat Picken in fünf Jahren eine einzige neue Gemeinde geformt und sich mit

einer eigens gegründeten "Bürgerstiftung Rheinviertel" intensiv auf den Aufbau eines eigenen sozial-karitativen Netzwerkes konzentriert.

Im Fokus stehen laut Picken der Ausbau der Kindergärten auf mittlerweile sechs katholische Einrichtungen, die Einrichtung von eigenen, an die Kindergärten angeschlossenen Familienzentren, die Schaffung neuer Jugendzentren, die Begleitung von Alten und Sterbenden sowie die Schaffung einer "Bürgergrabstätte", eingerichtet als Urnengrab in einem alten Mausoleum am Rhein und offen für jedermann.

Mittlerweile zähle die Stiftung rund 1.400 Ehrenamtliche, auch die Gottesdienste konnten auf drei Werktagsgottesdienste und fünf Sonntagsgottesdienste in fünf zur Gemeinde zählenden Kirchen ausgebaut werden. Wichtig dabei: Alle Gottesdienste sind zielgruppenspezifisch ausgerichtet, so Picken.

Erfolgreiche Pfarrmission in Kremsmünster

Von einem erfolgreichen Pfarrmissionsprojekt in Kremsmünster berichtete bei der Diözesanversammlung die Pfarrgemeinderats-Obfrau Elisabeth Heinisch. 1998 hat sie in der Gemeinde Kremsmünster unter dem Motto "Zu den Menschen gehen" mit über 60 externen Missionaren "Tage der Mission" durchgeführt. Zunächst sei ihr Skepsis auch aus den eigenen Reihen entgegengeschlagen, berichtete Heinisch, war es doch vielen Menschen zunächst auch "unangenehm und peinlich, von ihrem Glauben zu reden".

Dass das Projekt dennoch zu einem nachhaltigen, bis heute andauernden Erfolg wurde, verdanke sich u.a. der Offenheit, in der Mission verstanden wurde: "Es ist nicht unsere Aufgabe, Menschen 'katholisch zu machen', sondern ihnen offen zu begegnen", so Heinisch. Es gehe daher bis heute darum, "authentische Zeugen des Glaubens" zu sein. Damals geschah dies u. a. durch Gasthausgespräche, Begegnungen an öffentlichen Plätzen, Gesprächsrunden in Schulen und Kindergärten. Seither wurde ein neues Jugendzentrum eingerichtet und rund 200 "Sinnquellenrunden" abgehalten. Heinisch: "Die Menschen sind gekommen - und Kremsmünster hat so etwas wie einen neuen Frühling erlebt."

"Debatte um rechte Haltung in Mission"

Der Berliner Pädagoge und Missionsexperte Markus Gehlen unterstrich in seinem Impulsreferat die Chance zu einer Klärung des kirchlichen Selbstverständnisses, die "neben allem Leiden an und mit der Kirche" in den aktuellen Missbrauchsfällen liege. Die Enthüllungen stellten eine "persönliche Anfrage an meine eigene Solidarität mit der Kirche" dar und zugleich eine Anfrage, "wie ich mich als getaufter Christ in dieser Kirche verstehe", so Gehlen. Die Wiener Diözesanversammlung sei daher als Chance zu begreifen, einen solchen Prozess der Klärung anzustoßen.

Im Kontext des Missionsthemas stellen die Missbrauchsfälle laut Gehlen zugleich die Herausforderung dar, "eine Debatte um die rechte Haltung in der Mission" zu führen. Gehlen: "Mission ist gerade nicht Übergriffligkeit, sie ist gerade nicht Gewaltausübung gegenüber dem Anderen, dem Schwächeren, dem Schutzbefohlenen. Mission ist ihrem Wesen nach Freisetzung von Freiheit, sie ist Angebot und Einladung, die Botschaft von der Barmherzigkeit Gottes anzunehmen und darauf in Freiheit zu antworten."

Gehlen berichtete darüber hinaus von Aufbrüchen in seiner eigenen Heimat, Berlin. Selbst ein dieser 3,4 Millionen Einwohner zählenden Metropole mit nur neun Prozent Katholiken, sieben Prozent Muslimen und weit mehr als die Hälfte der Einwohner ohne religiöses Bekenntnis sei die Frage nach Gott nicht verloschen: "Wir begegnen dieser Frage auf Schritt und Tritt in unserem Alltag", so Gehlen. Wichtig sei dabei die "Absichtslosigkeit" in der Mission: es gehe darum, in alltäglichen Begegnungen ein Zeugnis als Christ zu geben.

Vom Erfolgsprojekt "Offener Himmel" berichtete Wolfgang Müller vom Seelsorgeamt der Erzdiözese Salzburg. In bisher sieben "Kontaktwochen" gelang es laut Müller, durch Gastfreundschaft, Offenheit und zum Teil ungewöhnliche Straßenaktionen wie etwa "gottfreien Zonen" mit Menschen über den Glauben ins Gespräch zu kommen. Müller: "Wir machen uns in den Dekanaten auf den Weg und werden dabei selbst zu Beschenken."

Persönliche Glaubenszeugnisse

Persönliche Glaubenszeugnisse standen am Donnerstag im Mittelpunkt der Diözesanversammlung. Priester, Pastoralassistenten, Ordensleute und engagierte ehrenamtliche Mitarbeiter berichteten über ihre Erfahrungen in der Kirche und mit den Menschen. So schilderte beispielsweise der Stockerauer Pfarrer Georg Stockert seine zahlreichen Hausbesuche; die Hollabrunner Pastoralassistentin Hermi Scharinger nannte als positives Beispiel Frauengebetsrunden, die ihr viel Kraft gäben.

Kaplan Bernhard Messer wies darauf hin, dass die Beichte nach wie vor von vielen als befreiende Kraft erlebt werde; und die Leiterin der "Plattform für Wiederverheiratete Geschiedene", Karin Mattes-Kiselka, berichtete über ihren persönlichen Lebensweg und wie sie in ihrer Krise auch viel Halt und Unterstützung in ihrer Pfarrgemeinde gefunden hatte.

Der frühere Generalsekretär der Grünen, Lothar Lockl, gebrauchte für die Kirche die Bilder eines Kraftwerks sowie einer Tankstelle. Allerdings würden viele Menschen die Kirche sehr distanziert und erstarrt erleben, so seine Erfahrungen.

Missbrauch und neues Ringen um christliches Selbstverständnis

Die Meldungen von immer neuen Missbrauchsfällen überschatteten auch den zweiten Tage der Wiener Diözesanversammlung - Das Ringen um den Missionsbegriff wurde dabei zu einem immer stärkeren Ringen um das rechte Selbstverständnis - Ein Stimmungsbild von Henning Klingens

Wien (KAP) Ratlosigkeit, Sprachlosigkeit, aber auch eine niedergeschlagene Erschöpfung sprach aus den Blicken zahlreicher Delegierter, die sich vom 11. bis 13. März zu einer großen Diözesanversammlung im Herzen Wiens, im und rund um den Stephansdom versammelt hatten. Eigentlich sollte die Frage diskutiert werden, was dazu motiviere, missionarisch sein eigenes Christsein zu leben. Tatsächlich beherrschten die Meldungen von immer neuen Missbrauchsfällen auch in der österreichischen

Kirche die Gespräche am Rande der offiziellen Programmpunkte. Wie kann man angesichts der immer neuen Enthüllungen noch aufrecht hinter der eigenen Kirche stehen, wie kann man erhobenen Hauptes Zeugnis geben vom eigenen Glauben, was ja eigentlich der Sinn des Nachdenkens über das Thema Mission sein sollte?

Folgerichtig konnten auch die offiziellen Programmpunkte und Impulsvorträge nicht ohne Verweis auf das Missbrauchsthema bleiben. So

zeigte sich etwa Kardinal Christoph Schönborn in seiner Eröffnungsansprache sichtlich erschüttert von den Enthüllungen der vergangenen Tage. Mit zum Teil zitternder Stimme trug er Auszüge eines E-Mails vor, in dem ein Delegierter sein Ringen mit der Kirche, seine Schwierigkeiten, mit dieser Kirche weiterhin solidarisch zu sein, zum Ausdruck brachte. Scham, Traurigkeit, auch Wut sprachen aus den Worten des Delegierten, die sich auch Kardinal Schönborn zueigen machte - und womit er den Nerv der Zuhörer traf.

So niederschmetternd viele Delegierte die Meldungen auch empfunden haben, so sehr übte man sich zugleich in Zweckoptimismus: "Es muss alles auf den Tisch, nur dann können wir als Katholiken wieder in den Spiegel blicken", brachte es ein Delegierter auf den Punkt. Das Thema "Mission" komme da gerade recht - dabei jedoch wohl nicht in dem Sinne, wie es die Veranstalter intendiert hatten. Sollte nämlich die Diözesanversammlung zunächst darauf abzielen, positiv zu thematisieren, "wovon wir nicht schweigen können", so kehrte sich dieses Ziel immer stärker zu einem innerkirchlichen Selbstvergewisserungsprozess um.

Dies bestätigte zustimmend an einem der zahlreichen Stehtische im Foyerzelt auf dem Stephansplatz auch der Delegierte Hannes Schoderitz. Als einziger Gesandter vertritt er die Pfarre Bruck a.d. Leitha. Die Missbrauchsenthüllungen stellen

laut Schoderitz eine Art "Katalysator" zur Vergewisserung über das eigene Christsein dar. "Wer sind wir eigentlich, wie verstehen wir uns angesichts der Scham, die uns bei den Fällen überkommt?" Auf diese Fragen müsse letztlich auch die Diözesanversammlung eine glaubhafte Antwort geben - denn nur so könne der Begriff der "Mission", den der Gesamtprozess "Apostelgeschichte 2010" ins Zentrum stellt, glaubhaft vermittelt werden.

"Die Vorfälle haben auch mein Vertrauen sehr erschüttert", räumte etwa der Wiener Jugendseelsorger Gregor Jansen ein. Gemeinsam mit rund 20 Delegierten der "Katholischen Jugend" verfolgt er die Diözesanversammlung. "Das Thema Missbrauch beschäftigt auch die Jugendlichen sehr", bestätigte er. Diese erwarteten sich von der Versammlung Arbeit an einem neuen, komplexen Missionsbegriff: Mission müsse immer neu als Einladung verstanden werden und als Aufruf, sich über sein eigenes Christsein Gedanken zu machen.

Am Ende des zweiten Tages sprachen die Berichte aus den einzelnen Arbeitsgruppen des Nachmittags Bände: Der Wunsch, dass Kirche stets auf Seiten von Opfern jeder Art zu stehen habe wurde artikuliert, zugleich die Sorge um die eigene Glaubwürdigkeit als Teil der Kirche gegenüber der Gesellschaft. "Wir wollen keine leidende, sondern eine Heil bringende Kirche", brachte es eine Delegierte auf den Punkt.

Schönborn fordert "echte Umkehr" in der Kirche

Kardinal eröffnete Zweite Wiener Diözesanversammlung im Stephansdom - Kirche wird neue Glaubwürdigkeit gewinnen, wenn sie durch "Prozess der Läuterung" geht

Wien (KAP) Eine "echte Umkehr" in der Kirche hat Kardinal Christoph Schönborn gefordert. Die Kirche werde an Glaubwürdigkeit gewinnen, wenn sie durch den Prozess der Läuterung geht, so Schönborn in seinem Eröffnungsimpuls zur Zweiten Wiener Diözesanversammlung am Donnerstag nachmittag im Wiener Stephansdom. Nur das "schmerzliche Gedenken an die Leiden der Opfer" werde die Kirche läutern und reinigen, sagte der Wiener Erzbischof: "Dann ist das, was wir zurzeit erleben, nicht vergeblich. Dann kann es zu einer echten Umkehr in der Kirche führen, in unserem Leben."

Vor rund 1.400 Delegierten zeigte sich der Schönborn tief betroffen von den zahlreichen Missbrauchsfällen, die derzeit ans Tageslicht dringen. Wörtlich sagte der Kardinal: "In den letzten

Tagen wogt in mir ein Kampf, und ich kann mir denken, dass es nicht nur bei mir so ist. Da ist die starke Versuchung zu resignieren, zur Depression, zum Selbstmitleid: Warum sind wir, die Kirche, schon wieder einmal dran?"

Doch diese Trauer sei nicht die richtige, der Schmerz der Kirche, der Bischöfe oder Gläubigen sei zweitrangig: "Ja, es tut uns Weh, wie wir wieder einmal dastehen. Aber was ist dieser Schmerz im Vergleich zu dem der Opfer?"

Der Kardinal erinnerte einmal mehr an das von den österreichischen Bischöfen aufgegriffenen Wort Jesu: "Die Wahrheit wird euch frei machen." Das gelte auch in dieser "schwierigen Stunde". Die Wahrheit möge schmerzen, aber sie befreie auch. Mit sehr persönlichen Worten appellierte der Kardinal an die Delegierten: "So bitte ich Euch - und

sage es auch mir selber: Nehmen wir diese Phase der Läuterung an. Sie kann uns nur näher zu Jesus und näher zu den Menschen bringen - auch wenn wir jetzt von vielen beschimpft und verachtet werden."

Nicht zu "binnenkirchlich" sein

Im Blick auf die beginnende Diözesanversammlung wies Schönborn auf rasante Veränderungen in Gesellschaft und Kirche hin: "Die heute unter 20-Jährigen werden, wenn sie unser Durchschnittsalter erreicht haben, in einer sehr anderen Welt und Kirche leben." Es gelte, diesen Übergang nicht nur einfach zu erleiden, sondern mitzugestalten.

Der Wiener Erzbischof appellierte für eine Kirchenöffnung über die Grenzen der eigenen Gemeinden hinaus. Wörtlich sagte Schönborn: "Manche orten einen 'Reformstau' in der Kirche. Ich orte mit Sorge, dass wir uns zu sehr mit uns selber beschäftigen, dass das unsere Energien zu sehr an die 'binnenkirchlichen Themen' bindet." Dabei würden die kirchlichen Gemeinden und Gemeinschaften "ein Riesenpotenzial" darstellen.

Kardinal Schönborn erinnerte an seine Eröffnungsrede zur ersten Delegiertenversammlung im vergangenen Oktober. Damals hatte er u.a. für ein unbedingtes "Ja" zur Zeit und den Menschen von heute plädiert. Und diese Zeit sehe sehr ernst aus, so Schönborn: "400.000 Arbeitslose in Österreich, belastende Budgetaussichten, kommende Sparpakete, die Sorgen um die Zukunft des Sozialstaates, um das Brüchigwerden des Generationenvertrages."

Dazu kämen die globalen Sorgen in einer globalisierten Welt: die wachsende Armut bei gleichzeitigem wachsenden Reichtum weniger, die Sorgen um den Klimawandel, die Brüchigkeit des Finanzsystems, die steigende Fremdenfeindlichkeit angesichts der Migrationsbewegungen sowie die Verschiebungen in den Wertesystemen, was an der weltweiten Förderung von Abtreibung und Euthanasie deutlich werde.

Gottessuche wachhalten

Der Kardinal verwies auf Papst Benedikt XVI., der nach seiner Reise nach Tschechien betont hatte, dass ihm auch Agnostiker und Atheisten besonders am Herzen liegen würden. Die Frage nach Gott bleibe auch für sie gegenwärtig, auch wenn sie an die konkrete Weise von Gottes Zuwendung zu den Menschen nicht glauben könnten.

Benedikt XVI. habe das Bild des "Vorhofs der Völker" im Tempel zu Jerusalem gebraucht. So einen "Vorhof der Völker" müsse die Kirche auch

heute auf tun, "wo Menschen sich irgendwie an Gott anhängen können, ohne ihn zu kennen und ehe sie den Zugang zum Geheimnis gefunden haben, dem das innere Leben der Kirche dient", zitierte Schönborn aus einer Ansprache des Papstes. Als ersten Schritt von Evangelisierung gelte es deshalb zu versuchen, die Gottsuche wachzuhalten. Dafür gebe es freilich keine fertigen Rezepte, räumte Schönborn ein, eines aber sei gewiss: "Christus liebt diese seine Kirche. Er will sie, er braucht sie."

Dank für Mitwirken trotz "Frust"

Zur zweiten Diözesanversammlung hatten sich um 200 Delegierte mehr als bei der ersten Versammlung im vergangenen Oktober im Stephansdom eingefunden. Ausdrücklich dankte Kardinal Schönborn am Beginn der Versammlung den Delegierten für ihre Bereitschaft - trotz Wut und Frust über die gegenwärtige Situation - den Weg der große Dialog- und Missionsinitiative "Apostelgeschichte 2010" der Erzdiözese Wien weiter mitzugehen.

Der Wiener Erzbischof zitierte auch aus dem E-Mail eines Delegierten, der seiner Enttäuschung über die jüngsten Missbrauchsfälle Ausdruck verlieh, zugleich aber sein Kommen zusagte, da ihm so viel an der Kirche liege. Seine Eröffnungsrede hatte Kardinal Schönborn unter das Motto "Vom Wendepunkt der Hoffnung" gestellt.

Der nächste Schritt der "Apostelgeschichte 2010" ist eine große "Missionswoche", die am Pfingstmontag, 24. Mai, beginnen wird. Jede Pfarre, Gemeinschaft und kirchliche Einrichtung ist bei der "Missionswoche" eingeladen, ein selbst entwickeltes Missionsprojekt umzusetzen.

Pfarrgemeinden haben Zukunft

Im Mittelpunkt des ersten Tages standen persönliche Glaubenszeugnisse. Priester, Pastoralassistenten, Ordensleute und engagierte ehrenamtliche Mitarbeiter berichteten über ihre Erfahrungen in der Kirche und mit den Menschen. So schilderte etwa der Stockerauer Pfarrer Georg Stockert seine zahlreichen Hausbesuche; die Hollabrunner Pastoralassistentin Hermi Scharinger nannte als positives Beispiel Frauengebetsrunden, die ihr viel Kraft gäben.

Kaplan Bernhard Messer wies darauf hin, dass die Beichte nach wie vor von vielen als befreiende Kraft erlebt werde; und die Leiterin der "Plattform für Wiederverheiratete Geschiedene", Karin Mattes-Kiselka, berichtete über ihren persönlichen Lebensweg und wie sie in ihrer Krise auch viel Halt und Unterstützung in ihrer Pfarrgemeinde gefunden hatte. Der frühere Generalsekretär der Grünen,

Lothar Lockl, gebrauchte für die Kirche die Bilder eines Kraftwerks sowie einer Tankstelle. Allerdings würden viele Menschen die Kirche sehr distanziert und erstarrt erleben, so seine Erfahrungen.

Kardinal Schönborn stellte schließlich in seiner Wortmeldung die Sorge über die Zukunft der Pfarrgemeinden in den Mittelpunkt. Er erlebe bei seinen vielen Pfarrbesuchen zugleich große Lebendigkeit und große Not, sagte der Wiener Erzbischof: "Bei aller Not und allen Problemen sind die Pfarrgemeinden meine große Hoffnung und ich bin

überzeugt, dass sie Zukunft haben." Strukturfragen seien allerdings offen.

Der Kardinal kündigte an, dass am 18. September, zusätzlich zum vorgesehenen Programm des Prozesses "Apostelgeschichte 2010", ein eigener Tag ganz der Frage nach der Zukunft der Pfarrgemeinden gewidmet werden soll. Erzbischof Schönborn: "Es gibt keine fertigen schnellen Lösungen, sondern es gilt, an dieser Frage gemeinsam intensiv zu arbeiten."

"Mission setzt persönliche Beziehung zu Christus voraus"

Der Berliner Theologe, Lehrer und Missionsexperte Markus Gehlen im Interview mit "thema kirche"

Wien (KAP) Die Bedeutung einer persönlichen Beziehung zu Christus, aber auch Nähe zu den Menschen in deren Alltagssituation als Bedingung für den Erfolg missionarischer Aktivitäten hat der Berliner Theologe und Missionsexperte Markus Gehlen unterstrichen. "Für mich bedeutet Mission, den Menschen Christus nahe zu bringen und zwar im Wort, in der Verkündigung des Evangeliums, und in der Tat, in der gelebten Nächstenliebe", meinte Gehlen in einem Interview für die aktuelle Ausgabe des Mitarbeitermagazins "thema kirche" der Erzdiözese Wien.

Der deutsche Theologe war einer der Hauptreferenten bei Zweiten Diözesanversammlung der Erzdiözese Wien im Rahmen der großen Missionsinitiative "Apostelgeschichte 2010". Vor seiner derzeitigen Tätigkeit als Lehrer am Berliner Canisius-Kolleg lebte Gehlen in Paris, von wo aus er jahre-

lang Missionsprojekte in der ganzen Welt koordiniert und begleitet hat.

Der Theologe sieht in der Erfahrung der Barmherzigkeit Gottes das wesentliche Motiv für Mission: "Das ist entscheidend für die Weitergabe des Glaubens und auch für die Zuwendung zu den Menschen." Der Glaube lebe aus dem persönlichen Gebet und den Sakramenten. Voraussetzung für Verkündigung sei aber auch ein Zugehen auf die Menschen in ihrer jeweiligen Lebenssituation, meinte Gehlen. Selbst auch Religionslehrer, erkennt Gehlen in der eigenen Authentizität einen der wesentlichen Aspekte, um gerade junge Menschen mit dem Thema Glauben zu konfrontieren: "Sie sind auf der Suche nach Orientierung für die eigene Lebensgestaltung. Für junge Menschen ist ein authentisches Leben wichtig - bei ihnen selber wie auch bei anderen."

"Die Sorgen der Gläubigen ernst nehmen"

Wiener Pastoraltheologin Polak wertete Protokolle der Arbeitskreise der ersten Diözesanversammlung im Oktober aus - "Es braucht einen geistlich fundierten Erneuerungsprozess"

Wien (KAP) Den Appell, die "Sorgen der Gläubigen ernst zu nehmen", formuliert die Wiener Pastoraltheologin Prof. Regina Polak im Vorfeld der Zweiten Wiener Diözesanversammlung. In einer detaillierten Analyse der Arbeitskreis-Protokolle der ersten Diözesanversammlung vom Oktober des Vorjahres, die der "Kathpress" vorliegt, zeigte Polak die große Sensibilität, mit der die Gläubigen auf Veränderungen und Krisen in der Kirche reagieren. Dabei leiden die Gläubigen insbesondere an bestehenden "Kommunikationsstörungen in der Kirche und

zwischen Kirche und Gesellschaft", aber auch am "Bedeutungsverlust, am Mitgliederschwund, an der Sprache der Kirche, an Zeitmangel".

Auf der anderen Seite unterstreicht die Pastoraltheologin das große Engagement und die Bereitschaft, sich für die Kirche einzusetzen, das aus den Protokollen der Arbeitsgruppen spreche: "Sie sind mutig und benennen die strukturellen Schwierigkeiten der Kirche, die daran hindern, die gegenwärtigen Aufgaben zu bestehen. Allem voran aber lieben sie ihre Kirche, erfahren sie als Heimat und

möchten sie in eine gute Zukunft führen". Dabei herrsche jedoch mitunter "große Ratlosigkeit, wie das gehen kann", so Polak.

Kritisch anzumerken sei indes eine allzu starke "Konzentration auf binnenkirchliche Fragestellungen", aus der nicht zuletzt auch eine lähmende "Trauer" spreche, "dass es nicht mehr so ist, wie es einmal war". Notwendig sei zum einen eine "Blickweitung aller Beteiligten", so Polak, es müsse aber auch ein Bewusstsein der eigenen Stärken herausgebildet werden. Die Kirche tue gut daran, diesen Gefühlen der Trauer, der Ohnmacht und der Überforderung einen Raum in der Kirche zu geben, da nur so der Schritt in die Zukunft positiv gelingen könne. Dazu brauche es eines "geistlich fundierten Erneuerungsprozesses".

Die Analyse umfasst insgesamt sieben Arbeitskreise, die sich im Rahmen der ersten Wiener Diözesanversammlung mit den Bereichen "Liturgie", "Zeugnis geben", "Glaubenswissen", "Diakonie", "Gemeinde", "Gesellschaft" und "Familien- und Lebensformen" befassten.

Stark sei der Drang zu Veränderungen und zugleich die Angst vor Aufbrüchen in eine ungewisse Zukunft etwa im Arbeitskreis "Gemeinde" zum Ausdruck gekommen. Als am stärksten drängende

Probleme wurden etwa Zeitdruck, Einschränkung durch kirchliche Rahmenbedingungen und die bestehenden Nachwuchsprobleme in den Pfarrgemeinden thematisiert. Die Gemeinden stellen laut Polak dennoch weiterhin "lokale Netzwerke und Basisstationen" eines gelebten Glaubens dar. Als Anliegen ging aus dem Protokollen jedoch der Wunsch nach Strukturreformen hervor. Die Menschen fühlten sich "von der Kirchenleitung im Stich gelassen, in einer schwierigen Situation noch dazu". Auch werde "mangelnder Mut der Hirten" beklagt".

Auch im Arbeitskreis "Zeugnis geben" wurden laut Polak deutlich Missstände angesprochen, so etwa das Gefühl des "Alleinseins in der Gesellschaft", Probleme mit der kirchlichen Sprache, aber auch eine zu geringe Bildung in Glaubensfragen, die gerade dann zu einem akuten "Argumentationsnotstand" führe, wenn es darum gehe, das persönliche Lebenszeugnis durch Argumente glaubhaft zu stützen. "Bekennnisse ohne Begründung bleiben Behauptungen. (...) Das Zeugnis braucht auch gute und vernünftige Gründe", bringt Polak dies auf den Punkt. Insgesamt werde das "Zeuge-Sein" von den Gläubigen als "stärkste missionarische Kraft wahrgenommen", so Polak.

D O K U M E N T A T I O N E N

"Die Wahrheit wird euch frei machen"

Wortlaut der Eröffnungsansprache von Kardinal Christoph Schönborn

Wien (KAP) *Mit dem Aufruf nach einer "echten Umkehr" in der Kirche angesichts der zahlreichen Enthüllungen sexueller Missbrauchsfälle hat Kardinal Christoph Schönborn am Donnerstag, 11. März, die Zweite Wiener Diözesanversammlung eröffnet. Der "starken Versuchung zu resignieren, zur Depression, zum Selbstmitleid" gelte es zu widerstehen, denn nur durch das "schmerzliche Gedenken an die Leiden der Opfer" werde die Kirche geläutert und gereinigt, so Kardinal Schönborn. "Kathpress" dokumentiert die Eröffnungsansprache von Kardinal Schönborn im Wortlaut:*

Liebe Delegierte, liebe Schwestern und Brüder!
In diesen Tagen geht es wohl vielen von uns wie den beiden Emmaus-Jüngern, die traurig und niedergeschlagen auf dem Weg waren, als sich ihnen

Jesus zugesellte, sie ihn aber nicht erkannten. Als er sie nach dem Grund ihrer Traurigkeit fragte, heißt es: "Da blieben sie traurig stehen" (Lk 24,18). Ja, traurig, sehr traurig bleiben wir stehen und fragen uns: Was ist da geschehen? Warum dieser Tsunami an Enthüllungen, an Missbrauchsfällen? Warum steht schon wieder einmal "die Kirche" am Pranger?

In den letzten Tagen wogt in mir ein heftiger Kampf, und ich kann mir denken, dass es vielen von Ihnen auch so gegangen ist. Da ist die starke Versuchung zu resignieren, zur Depression, zum Selbstmitleid: Warum sind wir, "die Kirche", schon wieder einmal "dran"? Da ist die Versuchung, alles auf die "bösen Medien" zu schieben, die wieder einmal die Fehler der Kirche ganz besonders beleuchten.

Aber dann spüre ich im Herzen: Das ist es nicht! Diese Trauer ist nicht die richtige Trauer. Dann erinnere ich mich an die so klaren Worte, die wir als Bischöfe in der vergangenen Woche gesagt haben: Es geht nicht um unseren Schmerz. Ja, es tut uns weh, wie wir wieder einmal dastehen. Aber was ist dieser Schmerz im Vergleich zum Schmerz der Opfer?

Und dann denke ich an Missbrauchsoffer, die ich persönlich kenne, deren Leben bis heute noch nach Jahrzehnten schwer belastet ist, denen der Missbrauch dauerhaft Lebenssubstanz geraubt hat. Und dann spüre ich eine echte Trauer: "Was ist euch angetan worden!" Diese Trauer muss uns bewegen. Nicht die Frage: wie geht es schon wieder einmal uns, der Kirche, schlecht! Sondern das schmerzliche Gedenken an die Leiden der Opfer. Diese echte Trauer wird allein die Kirche läutern und reinigen. Dann ist das, was wir zur Zeit erleben, nicht vergeblich. Dann kann es zu einer echten Umkehr in der Kirche, in unserem Leben führen. Ist Jesus nicht zuerst für die Opfer gestorben? Für die Kleinen, die Wehrlosen? Und hat er die Täter nicht dadurch zur Umkehr bewogen, dass er selbst freiwillig zum Opfer unserer Sünden geworden ist? Zum Lamm, das die Sünden der Welt hinwegnimmt?

Fürchtet euch nicht vor der Wahrheit

"Die Wahrheit wird euch frei machen" (Joh 8,32): Wir Bischöfe haben an dieses Wort Jesu erinnert. Es gilt auch in dieser schwierigen Stunde. Sie mag schmerzen, aber sie befreit. Und deshalb bitte ich euch: Fürchtet euch nicht vor der Wahrheit. Sie befreit. Sie sieht vor allem das Leid der Opfer. Dazu lädt uns Jesus ein. Die Kirche wird an Glaubwürdigkeit gewinnen, wenn wir durch diesen Prozess der Läuterung gehen. Und sie wird deutlicher sichtbar machen, wo von Jesus her ihr Platz ist: dort, wo der Mensch das Ebenbild Gottes verletzt, geschändet, missbraucht hat. So bitte ich euch - und sage es auch mir selber: Nehmen wir diese Phase der Läuterung an. Sie kann uns näher zu Jesus und näher zu den Menschen bringen, auch wenn wir jetzt von vielen beschimpft und verachtet werden.

Ja, die Wahrheit wird uns frei machen. Nach der Ersten Delegiertenversammlung schrieben mir zwei Pfarrgemeinderäte: "Das Schlimmste, was diesem Prozess geschehen kann, ist, wenn alles wieder in der Schublade verschwindet". Ich bin mir bewusst, dass die Erwartungen sehr hoch sind. Wie wird es weitergehen? Wird es bei schönen Worten und einem schönen Event bleiben? Ich erinnere

mich sehr gut an die Punkte, bei denen in der ersten Versammlung am stärksten applaudiert wurde. Werden sie wieder nur "auf die lange Bank geschoben"? Worum wird es diesmal gehen? Um Mission. Wird dieses Hauptthema alles andere zudecken? Vor allem die Sorgen um die Zukunft der Gemeinden, die so stark zum Ausdruck kamen?

Wir müssen von manchem Abschied nehmen

Regina Polak hat die vielen Ergebnisse der Gesprächsgruppen analysiert, systematisiert und wirklich sehr kompetent ausgewertet. Sie beschreibt ihren Gesamteindruck der Ergebnisse der Gesprächsgruppen: "Groß ist die Trauer, dass es nicht mehr so ist, wie es einmal war. Wo ist Raum für diese Trauer? Wo denken wir nach, was wir aus der Vergangenheit in die Zukunft mitnehmen müssen - und was wir lassen können?" Eines ist sicher: Wir müssen von manchem Abschied nehmen.

Unsere Gesellschaft und mit ihr die Kirche verändert sich rasant. Die heute unter 20-Jährigen werden, wenn sie unser Durchschnittsalter erreicht haben werden, in einer sehr anderen Welt und Kirche leben. Wie wird diese neue Gestalt einer Gesellschaft aussehen, die nicht mehr nur auf Wachstum basiert? Wie wird die Gestalt einer Kirche aussehen, die wohl deutlich kleiner, multikultureller geworden ist? Werden wir diesen Übergang einfach erleiden oder auch mitgestalten? Das ist die Herausforderung. Werden wir uns öffnen, über die Grenzen unserer Gemeinden hinaus? Manche orten einen "Reformstau" in der Kirche. Ich orte mit Sorge, dass wir uns zu sehr mit uns selber beschäftigen, dass das unsere Energien zu sehr an die "binnenkirchlichen Themen" bindet.

Regina Polak stellt fest, dass unsere Gemeinden und Gemeinschaften "ein Riesenpotenzial" an Kreativität haben. Ich kann das nur dankbar bestätigen. Es entspricht meiner Wahrnehmung und das ist auch meine große Hoffnung. Aber sie schreibt auch über die Arbeitsgruppen der Ersten Diözesanversammlung: "Warum werden die Entwicklungen in Europa, in der Welt, in Gesellschaft kaum explizit benannt? Wo sind die 'Anderen' außerhalb der Kirche (Andersgläubige, Migrant/Innen, Notleidende, Lehrlinge, Arbeiterinnen, Unternehmer, Politiker)? Sie werden selten konkret beim Namen genannt".

Sie erinnern sich an meine fünf "Ja" vom ersten Tag der Ersten Diözesanversammlung: Das erste "Ja" war das zum Heute, zur Zeit, den Menschen von heute. Dieses Heute und mehr noch das Morgen unserer Welt, unserer Gesellschaft sieht ernst aus. 400.000 Arbeitslose in Österreich. Belastende Budgetaussichten, kommende Sparpakete,

die Sorgen um die Zukunft des Sozialstaates, um das Brüchigwerden des Generationenvertrages. Dazu kommen die globalen Sorgen in einer globalisierten Welt: Die wachsende Armut bei gleichzeitigem wachsendem Reichtum weniger; die Sorgen um den Klimawandel, die Brüchigkeit des Finanzsystems, die steigende Fremdenfeindlichkeit angesichts der Migrationsbewegungen; und - besonders schwerwiegend - die Verschiebungen in den Wertesystemen: die weltweite Förderung von Abtreibung und Euthanasie, alles Grund zu großer Sorge.

Die Gottsuche wachhalten

Doch es gibt auch viele Hoffnungszeichen, von denen wir als Christen lernen können, die wir wahrnehmen und wertschätzen sollten. Mich hat sehr beeindruckt, wie der Heilige Vater, Papst Benedikt XVI., über seine Reise nach Tschechien gesprochen hat. Er sei immer wieder darauf hingewiesen worden, das sei doch ein Land, in dem die Mehrheit Agnostiker und Atheisten sei und die Christen nur eine Minderheit. Er sei umso überraschter gewesen, mit welcher Herzlichkeit und Freundschaft er aufgenommen worden sei. Ihm sei es vor allem wichtig, "dass auch die Menschen, die sich als Agnostiker oder als Atheisten ansehen, uns als Gläubige angehen. Wenn wir von einer neuen Evangelisierung sprechen, erschrecken diese Menschen vielleicht. Sie wollen sich nicht als Objekt von Mission sehen und ihre Freiheit des Denkens und des Wollens nicht preisgeben. Aber die Frage nach Gott bleibt doch auch für sie gegenwärtig, auch wenn sie an die konkrete Weise seiner Zuwendung zu uns nicht glauben können. (...) Als ersten Schritt von Evangelisierung müssen wir versuchen, die Gottsuche wachzuhalten."

Und Papst Benedikt XVI. gebraucht dafür das Bild des "Vorhofs der Völker" im Tempel zu Jerusalem. "Ich denke, so einen 'Vorhof der Völker' müsse die Kirche auch heute auf tun, wo Menschen sich irgendwie an Gott anhängen können, ohne ihn zu kennen und ehe sie den Zugang zum Geheimnis gefunden haben, dem das innere Leben der Kirche dient" (Ansprache an die Kurie vom 21. Dezember 2009).

Die Emmaus-Jünger blieben nicht stehen. Sie gingen weiter. Auf dem Weg erläuterte ihnen Jesus aus der Schrift, dass der Messias das alles erleiden musste, "um so in seine Herrlichkeit zu gelangen" (Lk 24,26). Auch wir wollen nicht traurig stehenbleiben. Wir haben immer wieder die Erfahrung gemacht, dass unser Herz brannte, als er mit uns auf dem Weg war und uns die Schrift erschloss. Die Erste Delegiertenversammlung hat vielen von uns das brennende Herz erfahrbar gemacht. Wir wissen alle, dass es keine fertigen Rezepte, keine schnellen, simplen Lösungen gibt. Aber eines weiß ich sicher: Christus liebt diese Seine Kirche. Er will sie, er braucht sie. Ihr hat er "das Reich vermacht, wie es mein Vater mir vermacht hat" (Lk 22,29).

Diese Kirche, die so oft angepatzt dasteht, die vor "der Welt" nicht gerade brilliert, ihr hat er die Hoffnung anvertraut. Ich kann euch, liebe Schwestern und Brüder, keine "billigen Hoffnungen" machen. Aber von dieser uns anvertrauten Hoffnung dürfen wir nicht schweigen. Sie ist ja nicht für uns alleine. Sie ist für alle da. Wir dürfen sie nicht für uns alleine behalten, sonst verlieren wir sie. Wie wir Zeugen der uns geschenkten und anvertrauten Hoffnung sein können, das ist Thema dieser Tage. Danke, dass Sie sich Zeit genommen haben. "Die Hoffnung wird nicht enttäuscht" sagt Paulus. Ich vertraue fest darauf, dass das auch für uns stimmt.

"Steh auf und geh hinunter..."

Wortlaut des Impulsreferats von Markus Gehlen

Wien (KAP) *Der Berliner Pädagoge und Missionsexperte Markus Gehlen unterstrich in seinem Impulsreferat am Freitag, 12. März, die Chance zu einer Klärung des kirchlichen Selbstverständnisses, die "neben allem Leiden an und mit der Kirche" in den aktuellen Missbrauchsfällen liege. Die Enthüllungen stellten eine "persönliche Anfrage an meine eigene Solidarität mit der Kirche" dar und zugleich eine Anfrage, "wie ich mich als getaufter Christ in dieser Kirche verstehe", so Gehlen. Die Wiener Diözesan-*

versammlung sei daher als Chance zu begreifen, einen solchen Prozess der Klärung anzustoßen. "Kathpress" dokumentiert das Referat von Markus Gehlen im Wortlaut:

Zunächst ganz herzlichen Dank für diese freundlichen Worte zur Einleitung. Es ist natürlich für mich sehr bedauerlich, dass P. Mertes nicht zu Ihnen sprechen kann. Das tut mir sehr leid für Sie. Für mich persönlich ist es allerdings auch eine

große Freude, denn auf diese Weise habe ich ganz unverhofft die Gelegenheit, wenigstens einen Teil Ihrer Diözesanversammlung mitzuerleben. Ich muss sagen, das ist für mich ein ganz großes Geschenk, zu sehen, wie Sie hier gemeinsam nach neuen Wegen suchen, die Mission in Ihrer Diözese konkret werden zu lassen, wie Sie nach neuen Wegen suchen, von der Liebe Gottes Zeugnis zu geben und die Liebe Christi unter Ihnen und in Ihrer Umgebung bekannt zu machen. Ich würde mir sehr wünschen, dass wir eines Tages in unserer Diözese in Berlin solch ein Ereignis auch erleben dürfen.

Sie haben gehört, aus welchen Gründen P. Mertes heute nicht hier sein kann. Seit ich gestern Abend unter Ihnen sein konnte, habe ich in vielen Gesprächen eine ganz ähnliche Erschütterung über die Enthüllungen der Missbrauchsfälle in der katholischen Kirche, aber auch weit darüber hinaus gespürt. Heute Morgen in den Nachrichten von "Ö3" war die erste Nachricht, dass der Vorsitzende der Deutschen Bischofskonferenz nach Rom reist und mit dem Papst über diese Fragen spricht. Ich selber, der ich ja an dieser Schule unterrichte, an der diese Enthüllungen zum ersten Mal bekannt wurden, erlebe diese Ereignisse als ein Leiden an der Kirche und ein Leiden mit der Kirche.

Ich erlebe sie als eine persönliche Anfrage auch an mich, an meine Solidarität mit der Kirche und damit gewinnt auch die Frage nach dem Sinn meiner Taufe eine neue Brisanz und eine neue Aktualität. Und so stellt sich auch für mich persönlich die Frage wieder neu nach meiner Lebensgestaltung als getaufter Christ unter diesen Umständen. Durch diese Nachrichten über die Missbrauchsfälle in der katholischen Kirche gewinnt aber auch die Frage nach der rechten Weise und nach der rechten Haltung in der Mission eine neue Bedeutung und eine neue Aktualität. Darauf möchte ich nachher noch ein wenig eingehen.

Biblische Vergewisserung

Ich schlage vor, dass wir uns der Frage nach dem "Wie" der Mission und nach rechten Haltung in der Mission nähern, indem wir zunächst das Kapitel 10 der Apostelgeschichte ein wenig näher in den Blick nehmen, in dem von der Taufe des Cornelius die Rede ist. In einem zweiten Schritt möchte ich Vers 10,20 näher betrachten und ihn auf seine Bedeutung für Mission heute befragen.

Wir befinden uns etwa in der Mitte der dreißiger Jahre des 1. Jahrhunderts, also wenige Jahre nach Tod und Auferstehung Jesu. Ein Schauplatz der Handlung ist Cäsarea, seit dem Jahr 6 n.Chr. Residenz des römischen Prokurators und Garni-

sonsstadt seiner Truppen. Zu der dort stationierten sogenannten Italischen Kohorte gehört auch der Centurio (Anführer einer Hundertschaft) Cornelius, von dessen Taufe in diesem Kapitel die Rede ist:

ApG 10,1: "In Cäsarea lebte ein Mann namens Cornelius, Hauptmann in der sogenannten Italischen Kohorte; er lebte mit seinem ganzen Haus fromm und gottesfürchtig, gab dem Volk reichlich Almosen und betete beständig zu Gott. Er sah um die neunte Tagesstunde in einer Vision deutlich, wie ein Engel Gottes bei ihm eintrat und zu ihm sagte: Cornelius! Cornelius blickte ihn an und fragte erschrocken: Was ist, Herr? Er sagte zu ihm: Deine Gebete und Almosen sind zu Gott gelangt, und er hat sich an sie erinnert. Schick jetzt einige Männer nach Joppe und lass einen gewissen Simon herbeiholen, der den Beinamen Petrus hat. Er ist zu Gast bei einem Gerber namens Simon, der ein Haus am Meer hat. Als der Engel, der mit ihm sprach, weggegangen war, rief Cornelius zwei seiner Haussklaven und einen frommen Soldaten aus seinem Gefolge. Er erzählte ihnen alles und schickte sie nach Joppe."

Die Stadt Joppe ist knapp 60 Kilometer von Cäsarea entfernt: Sie heißt heute Jaffa und ist ein südlicher Stadtteil von Tel Aviv.

Es ist um die Mittagszeit. Petrus befindet sich auf der Dachterrasse des Hauses, in dem er zu Gast ist, um zu beten. Da kommt eine "Verzückung" über ihn:

"Er sah den Himmel offen und eine Schale auf die Erde herabkommen, die aussah wie ein großes Leinentuch, das an den vier Ecken gehalten wurde. Darin lagen alle möglichen Vierfüßler, Kriechtiere der Erde und Vögel des Himmels. Und eine Stimme rief ihm zu: Steh auf, Petrus, schlachte und iss! Petrus aber antwortete: Niemals, Herr! Noch nie habe ich etwas Unheiliges und Unreines gegessen. Da richtete sich die Stimme ein zweites Mal an ihn: Was Gott für rein erklärt, nenne du nicht unrein! Das geschah dreimal, dann wurde die Schale plötzlich in den Himmel hinaufgezogen."

Jetzt folgt der Text, den wir schon in der Lesung gehört haben:

"Petrus war noch ratlos und überlegte, was die Vision, die er gehabt hatte, wohl bedeutete; inzwischen hatten sich die von Cornelius gesandten Männer zum Haus des Simon durchgefragt und standen am Tor. Sie riefen und fragten, ob Simon mit dem Beinamen Petrus hier zu Gast sei. Während Petrus noch über die Vision nachdachte, sagte der Geist zu ihm: Da sind zwei Männer und suchen dich. Steh auf, geh hinunter und zieh ohne Bedenken mit ihnen; denn ich habe sie geschickt. Petrus

stieg zu den Männern hinab und sagte: Ich bin der, den ihr sucht.

Da erklären die Boten des Cornelius, ihr Herr habe sie geschickt, um Petrus in sein Haus nach Cäsarea einzuladen. Daraufhin macht sich Petrus am folgenden Tage auf den Weg zu Cornelius.

Was geht in Petrus vor, während er auf dem Dach des Hauses betet? - Es heißt: Er empfindet Abscheu beim Anblick von "allen möglichen Vierfüßlern (vermutlich einschließlich Schweinefleisch), "Kriechtieren der Erde und Vögel des Himmels." Die Speisegesetze der Juden sind für ihn keineswegs nur eine äußerliche Norm, deren inneren Sinn er nicht einsieht und an die er sich bloß äußerlich hält. Vielmehr überkommt ihn der Ekel in einer "Verzückung", also unbewusst. Es ist eine tief verinnerlichte Barriere, die zurückreicht in die Zeiten der Vorfahren, und die repräsentativ ist. "Niemals", ruft er, "niemals habe ich etwas Unheiliges und Unreines gegessen". Die Abwehr sitzt tief, der Ruf "schlachte und iss!" ist für ihn eine Provokation, die eben diese Abwehrreaktion bei ihm auslöst.

Erst im Nachhinein, bei der Begegnung mit dem heidnischen Hauptmann, wird ihm der Sinn seiner Vision klar: "Jetzt begreife ich, dass Gott nicht auf die Person sieht." Auch dieses Begreifen geschieht nicht aus eigenem Willen, genauso wenig wie der Gang nach Cäsarea, wie der Schritt über die Schwelle des Hauses der römischen Familie. Es ist einer dieser Augenblicke, in der der Leser der Geschichte förmlich den Groschen bei Petrus fallen hört. Es macht "klick": "Jetzt begreife ich, dass Gott nicht auf die Person sieht".

Der Geist weht, wo er will

Mit "Person" ist nicht unser moderner Person-Begriff gemeint, sondern die "per-sona", die Maske, welche Schauspieler im antiken Theater tragen. Gott sieht nicht auf das, was uns Juden und Nichtjuden äußerlich voneinander unterscheidet, er sieht nicht auf die unterschiedlichen Masken, die wir tragen. Er sieht vielmehr das, was uns innerlich eint. Die Speisegesetze der Tora trennen mich vor Gott nicht von dem römischen Hauptmann. Auch in der Familie des römischen Hauptmanns weht der Geist Gottes. Gott macht an dieser Grenze nicht halt. Ich kann, ich darf, ich soll die Schwelle zu ihm überwinden.

Diese Überwindung der über Jahrhunderte gewachsenen Abscheu vor dem Anderen und das elementare Begreifen ergeben in der Summe den Übertritt über die Schwelle und die neue, bis dahin undenkbare Mahlgesellschaft mit den Nicht-

Juden. Wer solche Schwellen überschreitet, lässt etwas hinter sich zurück. Insbesondere die Zurückgelassenen werden diesen Schritt des Petrus als Abwertung erleben: "Du verletzt mich mit diesem Schritt", sagt der Herrenbruder Jakobus sinngemäß zu Petrus, "du wertest die Tora ab, du behauptest mit diesem Schritt, dass wir alle falsch gelebt haben oder falsch leben, wenn wir jetzt dem Gesetz treu bleiben." Wie wir aus dem Galaterbrief (vgl. Gal 2, 12f) wissen, konnten diese Bedenken aus dem Herkunftsmilieu Petrus verunsichern, und zwar so weit verunsichern, dass er von der Mahlgemeinschaft mit den Heidenchristen abrückte, wenn Judenchristen den Raum betraten.

Doch der Schritt in die Mahlgesellschaft mit den Nichtjuden bedeutet keine Abwendung von der Tora. An keiner Stelle der Apostelgeschichte werden die Judenchristen, die den Speisegesetzen der Tora treu bleiben wollen, daran gehindert, ihnen treu zu bleiben. Der Weg der Tora bleibt anerkannt. Aber - und das ist das Entscheidende - es gibt auch einen anderen Weg. Den anzuerkennen bedeutet nicht, den alten Weg abzuwerten.

Doch nicht nur Petrus macht einen Prozess durch, sondern auch Cornelius. Er lebt "mit seinem ganzen Haus fromm und gottesfürchtig", (V 2), das heißt, dass er als Nichtjude in der Nähe des Tempels und in der Hinwendung zum Gott Israels lebt. Seine Sehnsucht nach Nähe zum Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs ist ein inneres Faktum. Er lebt mit dieser Sehnsucht vermutlich schon lange Jahre, denn es klingt wie die Erfüllung eines lange gehegten Wunsches, wenn der Engel nun zu ihm sagt: "Deine Gebete und Almosen sind zu Gott gelangt, und er hat sich an dich erinnert."

"Auch ich bin nur ein Mensch"

Er bekommt in der Vision den Hinweis, Petrus aus Joppe zu sich nach Cäsarea einzuladen. Diese Einladung auszusprechen ist kein leichter Schritt für ihn. Das zeigt sich schon an der Art des Empfangs: "Als Petrus ankam, ging ihm Cornelius entgegen und warf sich ehrfürchtig vor ihm nieder." Zwar heißt ihn Petrus mit der wunderbaren Formel "Auch ich bin nur ein Mensch" aufzustehen, aber der Abstand zwischen beiden ist dennoch immens. Dass Cornelius es gewagt hat, trotz dieser Asymmetrie Petrus einzuladen, ist ein großer Schritt. Der Außenseiter lädt den Insider ein.

Doch mit der Einladung riskiert Cornelius noch mehr. Er weiß, dass er Petrus in eine schwierige Situation bringt, denn als Jude darf Petrus das Haus des Cornelius gar nicht betreten: "Da sagte [Petrus] zu ihnen: Ihr wisst, dass es einem Juden

nicht erlaubt ist, mit einem Nichtjuden zu verkehren oder sein Haus zu betreten." Es gibt Situationen, in denen es riskant ist, eine Bitte zu äußern oder eine Einladung auszusprechen, weil man damit den Angesprochenen in eine schwierige Entscheidungssituation bringt.

Zwei kleine Beispiele: In einem Freundeskreis, der Eucharistie feiern will, bittet der evangelische Christ unter den Freunden den Priester, ob er ihm auch die Kommunion reichen kann. Der Priester antwortet: "Da bringst du mich in eine schwierige Situation." Eine Freundin fragt einen katholischen Priester, ob er ihr bei ihrer Ordination als evangelische Pfarrerin auch die Hände auflegen kann: "Da bringst du mich in eine schwierige Situation."

Viele unterlassen solche und ähnliche Bitten, um dem anderen die schwierige Entscheidungssituation zu ersparen, den Konflikt mit seinem Selbstverständnis und mit seinem Herkunftsmilieu. Doch Cornelius unterlässt die Einladung an Petrus nicht. Er lädt ein, weil er vom Geist dazu ermuntert, ja beauftragt wird. Er tut es also nicht aus eigenem Willen, nicht aus Ungeduld, nicht um Druck auszuüben.

Vom Glück der Absichtslosigkeit

Wie sieht der Entscheidungsprozess bei ihm selbst aus, bis es zu dieser Einladung kommt? Letztlich geht es um ein Bekenntnis zur eigenen Erfahrung, also um ein Bekenntnis zu sich selbst:

"Ich lade Petrus ein - nicht um Druck auszuüben, nicht aus Eigenwillen, nicht aus Ungeduld. Aus der Tatsache, dass meine Einladung als Zumutung erlebt wird bzw. in gewisser Weise eine Zumutung ist, folgt nicht notwendig, dass ich sie unterlassen soll. Denn ich tue es ja nicht wegen der Zumutung oder um die gesellschaftlichen und kulturellen Bedingungen in Frage zu stellen, in denen eine solche Einladung als Zumutung erlebt wird, sondern ich tue es aus einer inneren Bewegung heraus, die da ist und der ich folgen muss, weil sie eben da ist und sich nicht verleugnen lässt."

Es kann sein, dass man einem Menschen einen Wunsch oder eine Bitte nicht ersparen kann und darf, auch dann nicht, wenn diese den Angesprochenen in eine schwierige Situation bringt und er sie als Zumutung oder Druck erleben könnte.

Wenn Cornelius "ja" gesagt hat zum Ausprechen der Einladung, dann muss er dazu stehen, auch dann, wenn der Eingeladene ihn anfährt in der Art: "Was fällt Dir ein!? Du mich - in deinem Haus? Kommt gar nicht in Frage!" - so wie Petrus dazu stehen muss, dass er "ja" zu der Einladung

gesagt hat und nun am Tisch des Cornelius sitzt. Für beide gibt es kein zurück, selbst wenn jeweils von hinten noch manche Geister an ihnen zerren.

Es ist also ein Prozess auf beiden Seiten - bei Petrus und bei Cornelius. Geprägt ist dieser Prozess von Absichtslosigkeit: Keiner der beiden verfolgt einfach eine Strategie. Jeder der beiden folgt einem inneren Impuls. Am Ende werden die beiden zusammengefügt.

Was Petrus und Cornelius betrifft, so liegt das Ereignis bald 2000 Jahre zurück. Aber die Struktur bleibt dieselbe, wenn der Geist heute daran arbeitet, dass Barrieren zwischen Menschen, zwischen Christen, zwischen Kulturen abgebaut werden, um eine neue und größere Einheit in Gott zu schaffen, als bisher möglich war.

"Steh auf, geh hinunter..."

In Apg 10,20 finden wir den wichtigen Satz: "Steh auf, geh hinunter und zieh ohne Bedenken mit ihnen; denn ich habe sie geschickt!"

a) Diesen Satz können wir als eine persönliche Aufforderung an jeden und jede von uns hören und uns fragen: Wen schickt Gott mir? (Schickt er mir überhaupt jemanden?) - Dazu möchte ich einige persönliche Erfahrungen erzählen:

Vor gut 20 Jahren haben meine Frau und ich den Fall der Berliner Mauer erlebt. Wir wohnten damals im Rheinland. Wir haben diese Ereignisse mit großer Erschütterung verfolgt. Was uns besonders bewegt hat, waren die Informationen und die Nachrichten, die wir bekamen über die Situation der Christen in den neuen Bundesländern. Davon hatten wir bis dahin fast nichts gehört. Diese Nachrichten haben uns so bewegt, dass wir uns wenige Wochen nach dem Mauerfall auf den Weg gemacht haben, um Kontakte mit den Christen in den neuen Bundesländern aufzunehmen, die dort in einer großen Minderheit lebten und noch immer leben.

Bei einer solchen Reise hatte ich eine Begegnung mit Bischof Joachim Reinelt, dem Bischof von Dresden. Der sagte mir: "Das ist ja wunderbar, dass Sie sich für Mission in den neuen Bundesländern interessieren. Aber wissen Sie, ich muss Ihnen einen wichtigen Hinweis geben: Das hat überhaupt keinen Zweck, wenn Sie hierher kommen und einmal ein paar Wochenenden oder Treffen organisieren. Mission kann eigentlich nur dann geschehen, wenn Sie bereit sind, das Leben und den Alltag mit den Menschen hier zu teilen." Dieser Satz hat mich tief betroffen gemacht und ich habe ihn in den Jahren darauf nicht mehr vergessen.

In der Zwischenzeit sind wir nach Paris gezogen, haben dort acht Jahre gelebt, und als sich dann

die Frage stellte: Wie geht es weiter?, da haben wir an diesen Satz von Bischof Reinelt gedacht und gesagt: "Das ist für uns eine Wegweisung." So haben wir uns entschieden, nach Berlin zu ziehen. Seit 2001 leben wir dort. Unser Anliegen war, das Leben der Menschen zu teilen, als Voraussetzung dafür, ihnen glaubhaft Christus nahe zu bringen, durch das Wort und auch durch die Tat, durch die konkrete Nächstenliebe.

Die Frage nach Gott ist wach

Berlin hat 3,4 Mio. Einwohner. In Berlin leben so viele Ausländer wie in keiner anderen deutschen Stadt: 14 Prozent der Bevölkerung. 9 Prozent der Einwohner Berlins sind Katholiken, etwas mehr als 20 Prozent sind Protestanten, ca. 7 Prozent Muslime. Weit mehr als die Hälfte der Einwohner Berlins ist ohne Bekenntnis.

Doch was uns täglich neu beeindruckt: Die Frage nach Gott verstummt nicht, auch nicht in dieser säkularisierten Metropole: Wir begegnen der Frage nach Gott auf Schritt und Tritt in unserem Alltag: In Gestalt unseres muslimischen Postboten, bei meinem muslimischen Friseur, in der Nachbarschaft, bei Kindergeburtstagen, im Beruf: in der Begegnung mit Schülern und Kollegen. In dieser Situation erleben wir Mission täglich als Herausforderung: "Seid stets bereit, jedem Rede und Antwort zu stehen, der nach der Hoffnung fragt, die euch erfüllt." (vgl. 1 Petr 3,15).

Täglich stellt sich uns die Frage neu nach der angemessenen Haltung des Missionars bzw. der Missionarin:

Wesentlich gehört für mich zu Mission die Absichtslosigkeit, die wir bereits im Zusammenhang mit der Begegnung von Petrus und Cornelius beobachtet haben: Absichtslosigkeit bedeutet hier, dass ich dem Anderen als meinem Mitmenschen begegne, in tiefem Respekt vor seiner persönlichen Freiheit, in großer Achtung vor der Würde seiner Person. Absichtslosigkeit bedeutet, dass ich den Anderen nicht zum Objekt "meiner" Mission mache, d. h. "ihn nicht evangelisieren" will, im Sinne von einem Objekt, dem ich mich zuwende.

Missbrauch und das Wesen der Mission

In diesem Zusammenhang verweisen uns gerade die Nachrichten über Missbrauchsfälle auf das Wesen der Mission: Mission ist gerade nicht Übergriffligkeit, sie ist gerade nicht Gewaltausübung gegenüber dem Anderen, dem Schwächeren, dem Schutzbefohlenen: Mission ist ihrem Wesen nach Freisetzung von Freiheit, sie ist Angebot und Einladung, die Botschaft von der Barmher-

zigkeit Gottes anzunehmen und darauf in Freiheit zu antworten.

Absichtslosigkeit in der Mission ist jedoch mehr als nur eine Methode oder eine Strategie: Sie ist eine Grundhaltung, die ihren Ursprung in der bedingungslosen Liebe Gottes zu mir hat: Erst wenn ich diese absichtslose Liebe Gottes erfahren habe, kann ich sie auch Anderen gegenüber bezeugen. Der zentrale Ort, dieser absichtslosen Liebe Gottes zu mir ist in der persönlichen Begegnung mit Jesus Christus, ganz besonders in den Sakramenten der Kirche, insbesondere dem Sakrament der Vergebung und der Eucharistie. Im betrachtenden Verweilen vor dem Allerheiligsten lassen wir unser Herz und unseren Verstand von der absichtslosen Liebe Gottes verwandeln. Daher lebt jede Mission aus der Feier und dem Empfang der Sakramente.

Am Rande sei bemerkt, dass jede Eucharistie mit der Aussendung der Gläubigen durch den Zelebranten endet: "Geht hin in Frieden!" - im lateinischen Text fast noch klarer: "Ite, missa est" - "Geht, die Versammlung ist gesendet!"

b) Doch nicht nur an den einzelnen Christen, sondern auch an die Kirche als Ganzes richtet sich die Aufforderung in Apg 10,20 "Steh auf, geh hinunter!"

Dies betrifft insbesondere die Gemeinden als Zentren christlichen Lebens. Unsere Heimatpfarrei in Berlin ist St. Ludwig, eine der beiden größten Pfarren Berlins. Seit Mitte der achtziger Jahre wird sie von einer Gemeinschaft von Franziskanern geleitet und betreut. Bezeichnend ist, dass von den über 100 Kommunionkindern jährlich cirka zwei Drittel nicht auf dem Gebiet der Pfarre wohnen.

Dies ist ein Indiz für die starke Tendenz, dass sich die Gemeinden von territorialen Einheiten zu Zentren mit überregionaler Ausstrahlung entwickeln, zu denen die Gläubigen oft von weit her kommen. Für sie ist Gemeinde ein lebendiger Ort, an dem feierliche Liturgie begangen wird, und an dem Begegnung möglich ist.

Auf der anderen Seite stellt diese Entwicklung jedoch viele andere Pfarren, die vielleicht über weniger personelle Möglichkeiten verfügen und auch in soziologisch schwierigeren Gegenden liegen, etwa den Randgebieten Ostberlins, vor wachsende Probleme. Dort erstrecken sich sogenannte Plattenbau-Siedlungen oft über viele Quadratkilometer. Für mehrere Hunderttausend Einwohner ist bisweilen nur ein Pfarrer mit einem Kaplan zuständig. Die dort tätigen Priester sehen sich mit schier unüberwindbaren pastoralen Herausforderungen

konfrontiert und klagen häufig über Vereinsamung. Hier wäre ein diözesanes Konzept, wie Sie es auf Ihrer Diözesanversammlung erarbeiten, dringend notwendig.

c) Ein weiterer Aspekt der Aufforderung Apg 10,20 "Steh auf, geh hinunter!" ist im Kontext der Diaspora ein bewusster Machtverzicht der Kirchen: Der Herabstieg "vom hohen Ross" der Selbstbehauptung und die Bereitschaft zu pastoraler und partnerschaftlicher Zusammenarbeit: In einer säkularen Gesellschaft wie der in Berlin erleben alle christlichen Konfessionen in besonderer Intensität, dass sie aufeinander angewiesen sind, und dass es ihnen nur gemeinsam gelingen wird, dem Evangelium in unserer Gesellschaft Gehör zu verschaffen.

Der "kleine Weg" der Therese von Lisieux

Schließlich scheint mir bei aller Dringlichkeit, nach neuen Konzepten von Mission und neuen Strukturen kirchlichen Lebens zu suchen, eine Form des Hinabsteigens noch immer aktuell zu sein, auf die Therese von Lisieux oder Therese vom Kinde Jesu, wie sie sich selbst nannte, hingewiesen hat: Die französische Karmelitin starb am 30. Sept. 1897 im Alter von 24 Jahren. Papst Pius XI. proklamierte sie zur Patronin der Weltmission. Papst Johannes Paul II. proklamierte Therese zur Kirchenlehrerin.

Eine kleine Anekdote aus ihrem Leben: "Wenn ich bedenke, was ich noch alles erringen muss!" seufzt eine Novizin. - "Sagen Sie doch lieber: verlieren!" erwidert Therese. "Jesus selbst übernimmt es, Ihre Seele zu füllen in dem Maße, als Sie die Unvollkommenheiten ausräumen. Ich sehe wohl, sie irren sich über den Weg - so werden Sie nie ans Ziel Ihrer Reise gelangen. Sie wollen einen Berg erklettern, und Gott will, dass Sie herabsteigen. Er erwartet Sie in den Tiefen des fruchtbaren Tales der Demut."

Das Herabsteigen, von dem Therese hier spricht, ist das, was sie den "kleinen Weg" nennt. Therese hat mehrmals eine kurze Synthese ihres kleinen Weges versucht, aphoristisch, denn es geschah meist als unvorbereitete Antwort auf plötzliche Fragen, z. B.:

"Klein bleiben heißt: sein Nichtsein anerkennen, alles vom lieben Gott erwarten, sich nicht zu sehr über seine Fehler betrüben. Schließlich: sich keine besonderen Verdienste aufspeichern wollen

(...). Ich bin immer klein geblieben und kenne keine andere Beschäftigung als jene, die Blumen der Liebe und des Opfers zu pflücken und sie dem lieben Gott zu seinem Vergnügen anzubieten. Klein bleiben heißt ferner: die Tugenden, die man übt, nicht sich selber zuschreiben. Als wäre man irgendeines Guten fähig, sondern erkennen, dass sie ein Schatz sind, den der liebe Gott in die Hand seines kleinen Kindes legt, um sich seiner zu bedienen, wann er dessen bedarf."

Durch diese geistliche Kindschaft macht man die Erfahrung, dass alles von Gott kommt, zu Ihm zurückkehrt und in Ihm bleibt, zum Heil aller Menschen, im Geheimnis der barmherzigen Liebe. Der "kleine Weg" der Therese de Lisieux ist der Weg der Heiligkeit. Zu ihr sind wir alle berufen. Dass dieser Weg der Heiligkeit wirklich gangbar ist, hat Therese uns vorgelebt und gelehrt.

Ich möchte schließen mit einem bekannten Text aus ihrem autobiografischen Manuskript:

"Ich begriff, dass wenn die Kirche einen aus verschiedenen Gliedern bestehenden Leib hat, ihr auch das notwendigste, das edelste von allen nicht fehlt; ich begriff, dass die Kirche ein Herz hat, und dass dieses Herz von Liebe brennt. Ich erkannte, dass die Liebe allein die Glieder der Kirche in Tätigkeit setzt, und würde die Liebe erlöschen, so würden die Apostel das Evangelium nicht mehr verkünden, die Märtyrer sich weigern, ihr Blut zu vergießen (...). Ich begriff, dass die Liebe alle Berufungen in sich schließt, dass die Liebe alles ist, dass sie alle Zeiten und Orte umspannt (...) mit einem Wort, dass sie ewig ist! (...) Da rief ich im Übermaß meiner überschäumenden Freude: O Jesus, meine Liebe (...), endlich habe ich meine Berufung gefunden. Meine Berufung ist die Liebe (...). Ja, ich habe meinen Platz in der Kirche gefunden, und diesen Platz, mein Gott, den hast du mir geschenkt (...) im Herzen der Kirche, meiner Mutter, werde ich die Liebe sein (...), so werde ich alles sein (...), so wird mein Traum Wirklichkeit werden!"

Mission, gleich in welcher Gestalt, - ob als Diözesan- oder Pfarrmission oder als gottgeschenkte Begegnung zweier Menschen - lebt von dieser Liebe im Herzen der Kirche und im Herzen eines jeden und einer jeden von uns.

"Wie ich anfang, missionarisch zu sein"

Wortlaut des Schlussstatements "Vom Glück der ersten Stunde oder Wie ich anfang, missionarisch zu sein" von Kardinal Christoph Schönborn

Wien (KAP) *Mit dem Bekenntnis zum Voranschreiten auf dem Weg der Erneuerung hin zu einer verstärkt missionarischen Kirche ist die Zweite Wiener Diözesanversammlung am Samstag im Stephansdom zu Ende gegangen. "Mission ist Begegnung, keine Zwangsbeglückung oder Manipulation", sagte Kardinal Schönborn in seinem Schlusswort, das zugleich als "Anfangswort" für die nächsten Schritte des Prozesses "Apostelgeschichte 2010" gedacht war. Es brauche ein waches Herz, "um zu sehen, wo der Herr schon am Werk ist" und um nicht jene Momente zu verpassen, wo die Christen gefordert seien, Glaubenszeugnis zu geben. "Kathpress" dokumentiert das Schlusswort von Kardinal Schönborn vom Samstag, 13. März, im Wortlaut:*

Schwestern und Brüder, ich gestehe schon, dass ich mich manchmal ein bisschen von Euch überfordert fühle. Aber das ist wohl richtig so. Ich sage immer, wenn ich Lob bekomme und man zum Beispiel sagt: "Oh, Herr Kardinal, die Predigt war so toll": "Die Flasche freut sich, wenn sie guten Wein enthalten darf." Denn mit euch bin ich Christ, für euch bin ich Hirte. Dieses "mit euch" hat schon Augustinus gesagt, das "für euch" erschreckt mich. Wir sind am Anfang der Diözesanversammlung ausgegangen von der Emmaus-Perikope: "Sie blieben stehen, traurig." Aber sie sind nicht stehen geblieben, sie sind nicht bei ihrer Trauer stehen geblieben. Sie sind nicht mehr alleine. Es hat sich einer ihnen zugesellt. Sie kennen ihn noch nicht, es ist ein Fremder, aber er spricht zu ihnen in einer ganz bewegenden Weise von der Schrift. Und er zeigt ihnen aus der Schrift, dass der Messias das alles leiden musste, um so in seine Herrlichkeit zu gelangen.

Vor einigen Wochen hatte ich ein Gespräch mit einem "Ausgetretenen". Ich biete Ausgetretenen an, dass sie - wenn sie dies wollen - mit mir sprechen können. Manche machen von dieser Möglichkeit Gebrauch. Es war ein Mann mittleren Alters und ich habe mir erwartet, dass jetzt die üblichen Litaneien von Vorwürfen kommen gegen die Kirche kommen würden, die wir alle kennen. Dann ist etwas ganz anderes passiert. Er hat vom Vater gesprochen, Gott-Vater. Und in kürzester Zeit waren wir in einem Glaubensgespräch, wie ich es schon jahrelang nicht erlebt habe.

Es war ein mir fremder Mensch eben aus der Kirche ausgetreten, der in einer Weise mich hineingenommen hat in eine Begegnung mit Gott in diesem Moment, die ich nicht vergessen kann. Und das ist eigentlich für mich der Leitstern der Mission, der Evangelisierung. Dieses wunderbare Phänomen, das Regina Polak angesprochen hat, mit dem Beispiel der syro-phönizischen Frau, die Jesus etwas beigebracht hat, wo Jesus zunächst abgeblockt hatte: "Nein, nein, ich bin nur für die Juden da, ich bin nicht für euch da", und dann fast brutal: "Die Hunde kriegen das Essen nicht, das ist für die Kinder." Aber die Frau lässt nicht locker und sagt: "Du hast recht, Herr, aber die Hunde dürfen auch die Brösel essen, die vom Tisch der Kinder fallen." Und dann dieses Wort Jesu: "Frau, dein Glaube ist groß." Eine Heidin!

Vom Glück der ersten Stunde

Dieser "Ausgetretene" war ein Getaufte, er war von der Kirche enttäuscht, aber sicher nicht von Gott. Und ich glaube, die Herausforderung für uns ist, diese Momente wahrzunehmen. "Vom Glück der ersten Stunde oder Wie ich anfang, missionarisch zu sein" haben wir diesen Vormittag betitelt. Mein erstes Missionserlebnis hatte ich bewusst mit 15 in Salzburg bei Verwandten. Da war ein Mann, vielleicht 35 Jahre alt, mit dem ich am Abend in der Wohnung der Verwandten ins Gespräch kam und es stellte sich heraus, er war ein rabiater Atheist. Ich war ganz erschüttert, dass es das gibt, einen kämpferischen Atheisten, dem war ich noch nicht begegnet. Ich habe lange, lange in dieser Nacht als 15-jähriger mit ihm gerungen, diskutiert. Ich weiß nicht, was daraus geworden ist, aber es hat mich bewegt, einem Menschen zu begegnen, der einfach ganz entschieden sagt: "Nein, das stimmt alles nicht."

Die dritte Missionserfahrung hatte ich auf einer Eisenbahnfahrt von Innsbruck nach Wien. In Innsbruck stieg eine Horde von schon leicht ange-trunkenen Maturanten in den Großraumwagen, wo ich meinen Platz hatte. Sie haben sich ziemlich lautstark niedergelassen. Ich hatte mein Brevier in der Hand als frommer Geistlicher und wollte beten. Diese jungen Leute haben mich schnell erkannt, sie begannen, "Hölzer zu werfen", machten spöttische Bemerkungen untereinander. Ich habe es nicht

weiter gebracht, als gelegentlich zu grinsen, also freundlich ihnen zuzulächeln.

In Salzburg sind sie dann ebenso lautstark ausgestiegen. Und als der Zug weiterfuhr, habe ich weinen müssen über mich. Da ist eine Gruppe, eine ganze Schulklasse von Maturanten und da sitzt der Kardinal in dem Waggon und macht den Mund nicht auf. Ich hätte ja nur fragen müssen: "Na, wie war die Matura? Ist es gut gegangen? Wie ist es euch gegangen?" Nichts. Die waren unterwegs in die Türkei zum "Mega-Splash". Eltern wissen, was das ist. Und ich habe mir nachher gesagt: "Herr, was hast du dir da für einen Missionar ausgesucht?" Missionserfahrung in der Negativfolie.

Mission ohne "Zwangsbeglückung"

"Brannte nicht unser Herz, als er uns unterwegs die Schrift erschloss": Müssen wir nicht einfach ganz konkret und direkt und eigentlich jeden Tag den Heiligen Geist bitten: Gib mir einen "Stoß", wenn der Moment da ist, dass ich das "Maul" aufmache, dass ich auf jemanden zugehe, zuhöre, merke, sehe, wahrnehme, Empathie habe, Interesse. Ich glaube, die Mission ist etwas ganz, ganz einfaches. Es ist nur das wache Herz, das Herz, das bereit ist zu sehen, wo der Herr schon am Werk ist. Und das ist eine unvergleichliche Freude. Jeder und jede von Ihnen, die diese Erfahrung gemacht haben - und ich bin sicher, Sie haben sie alle gemacht - weiß, dass man da süchtig werden kann.

Das möchte man wieder erleben. Dieses Miteinander, das dann plötzlich aufblitzt, auch wenn man nicht weiß, was daraus wird, ob da jetzt jemand ein Schäfchen mehr in der katholischen Kirche wird oder nicht. Es ist etwas geschehen, es hat sich etwas ereignet: Der Herr ist da. Ich glaube, so funktioniert die Mission. Da ist nichts übergestülpt, nichts aufgesetzt, da wird niemand manipuliert und nicht zwangsbeglückt. Da findet Begegnung statt und wie Jesus es verheißen hat: "Wo zwei oder drei in meinem Namen versammelt sind, da bin ich mitten unter ihnen."

Zwei Bemerkungen, eine zur Priesterausbildung und eine zu uns allen: Ich sage oft im Priesterseminar im Gespräch mit den Seminaristen: "Damit jemand Priester werden kann, erwarte ich nur zwei Dinge: Er muss eine Leidenschaft für Gott haben und eine Leidenschaft für die Menschen. Und wenn ihr die eine oder die andere oder beide

nicht habt, dann lasst es bitte sein." Ob jemand dann große Organisationstalente hat, Leadership usw., das ist alles sekundär, das kann man dazulernen. Aber wenn eine echte Leidenschaft für Gott da ist und eine echte Leidenschaft für die Menschen, dann wird der ein guter Hirte, auch wenn er die Sprache vielleicht noch nicht so gut spricht.

Aufbruch nach Jahren der Verhärtung

Ich kenne Priester aus anderen Ländern, die bei uns tätig sind, die auch noch nach Jahren nicht sehr gut deutsch sprechen, die aber ein solches Herz für die Menschen haben, eine solche spürbare Liebe zu Gott, dass sie von ihren Gemeinden geliebt werden. Und ich bitte Sie alle, uns alle: Helfen wir unseren Priestern, dass sie ihr Herz nicht verhärten: "Heute, wenn ihr seine Stimme hört, verhärtet euer Herz nicht" (Psalm 95). Und es ist etwas Wunderbares, wenn Menschen, Priester, wir alle, vielleicht nach Jahren der Verhärtung aufbrechen. Wenn sich etwas tut und man spürt, die Liebe Christi hat hier Raum gefunden, da hat sich etwas bewegt. Das verändert die Welt. Das verändert unsere Gemeinden und das verändert die Welt.

Und ein zweites, dann bin ich schon am Schluss: Mich hat sehr beeindruckt, was Regina Polak uns ins Stammbuch geschrieben hat aus der Ersten Diözesanversammlung: Bekenntnisse ohne Begründungen bleiben Behauptungen. Ich glaube, wir brauchen alle mehr Vernunft in unserem Glauben, mehr Auskunftsfähigkeit. Wir müssen über unseren Glauben auch Rechenschaft geben können. Warum glaubst du das? Was bedeutet dir das? Wie begründest du das? Ich glaube, das Zeugnis braucht, wie Regina Polak gesagt hat, gute und vernünftige Gründe.

Jetzt sage ich ein großes Danke: Ihnen allen, für dieses wirklich außergewöhnliche Abenteuer, auf dem wir unterwegs sind. Es ist für uns alle ein spannender Weg. Und ich danke, dass es möglich ist, diesen Weg in dieser Offenheit zu gehen. Und wir müssen uns, koste es, was es koste, diese Offenheit erhalten. Das ist nicht ein Alibi, dass man alles zudeckt, sondern das brauchen wir, weil wir Hörende sein sollen, Jünger Jesu, das heißt Lernende. Wir müssen voneinander lernen und wir müssen füreinander lernen. Behalten wir uns diese Offenheit und trauen wir uns, den Weg weiterzugehen.



Testen Sie uns jetzt!

Als katholische Nachrichtenagentur Österreichs liefert **kathpress**

- aktuelle Nachrichten
- fundierte Berichte
- kenntnisreiche Hintergrund-Reportagen
- über den Papst und die Weltkirche
- das kirchliche Geschehen in Österreich
- über Soziales und Kultur
- ökumenisch offen, faktengetreu, umfassend

Abonnieren Sie den Tagesdienst der **kathpress**:

30 Tage kostenlos und unverbindlich!

Sie erhalten täglich um etwa 16.30 Uhr alle **kathpress**-Meldungen des Tages, übersichtlich zusammengefasst in einem PDF und per E-Mail zugestellt.

Ja, ich abonniere den **kathpress**-Tagesdienst für 30 Tage kostenlos und unverbindlich

Titel / Name / Vorname: _____

Institution: _____

Straße / Haus-Nr.: _____

PLZ/Ort: _____

E-Mail-Adresse: _____

Ich bin damit einverstanden, dass ich nach Ablauf des Testabos wegen einer Fortführung des Abonnements kontaktiert werde.

Datum: _____ Unterschrift: _____

Fax-Antwort bitte an: 01 / 512 18 86

Oder einsenden an: Katholische Presseagentur, Singerstraße 7/6/2, A-1010 Wien

Sie können uns auch ein E-Mail schreiben: abo@kathpress.at

Weitere Informationen finden Sie auf www.kathpress.at.